



„... da kehrt' ich durstig ein“

200 Jahre „Krug zum grünen Kranze“ in Halle

„Wie immer ‚Hausmuff‘?“, so der Schenkwirt in Kröllwitz. Die Fischer aus dem Dorfe nickten, was sonst – es war das einzige Bier im Angebot. Vor 220 Jahren spielte das Fischerdorf am anderen Ufer der Saale für die Hallenser noch keine Rolle. Doch als nach den napoleonischen Befreiungskriegen 1812/15 zunächst eine Ponton- und dann eine feste Stahlbrücke Halle und Kröllwitz verband,



Historische Postkarte um 1822

wurde Kröllwitz zum Ziel von Wanderern, Naturschwärmern, Kaffeekränzchen. Raststätten und Lokale entstanden, auch in der Talstraße stellte man sich auf Kundschaft „aus der Stadt“ ein. Wenn der Gastwirt unten im Tale neues, frisches Bier gebraut hatte, hängte er einen grünen Kranz ans Tor. Vor dem Gartenlokal kamen kleine und große Ruderboote vorbei, andere nutzten die Fähre von Halle über die Saale zum Ausflug nach Kröllwitz.



Besonders die Studenten der Universitätsstadt Halle suchten gern abseits der Stadt gelegene Wirtshäuser auf und veranstalteten dort ihre Kommerse, Bierabende oder fochten Messuren aus. Ob Eichendorff, der um 1805 in Halle Jura studierte, dabei war? Wilhelm Grimm sicher nicht, der kurze artig 1809 bei Kurdirektor Reil und lobte in einem Brief an seinen Bruder die köstliche saure Sahne.

Doch wie wurde der „Krug“ weit über Halles Grenzen bekannt? Darüber ist in

der Universitätsbücherei unter „Liedergeschichten“ von einem gewissen Otto Schroeter aus Ammendorf zu lesen, dass sich 1821 der Dessauer Dichter Wilhelm Müller mit seinem künftigen Schwager Carl Adolf von Basedow, der in Halle Medizin studierte, im „Krug“ treffen wollte. Der junge Studiosus verspätete sich, Müller dichtete im Schatten der grünen Kastanien „Im Krug zum grünen Kranze, da kehrt ich durstig ein ...“. Das Gedicht wurde vertont und eines seiner bekanntesten Volkslieder. Von Basedow heiratete Müllers Schwester im gleichen Jahr, er wirkte viele Jahre als ein anerkannter Mediziner in Halle.

Und das Lokal hat seitdem eine schöne historische Geschichte zu bieten und machte sich in kurzer Zeit einen Namen als Gaststätte mit großem Garten unter Kastanienbäumen. Hier lässt es sich noch heute bestens sitzen – auch wenn im Frühjahr immer mal ein kleiner Blütenregen und im Herbst reife Kastanien in den Getränken am Tisch an die „Naturnähe“ nachhaltig erinnern. Der Widerschein des Sonnenuntergangs auf der Burg Giebichenstein am anderen Ufer entschädigt die entzückten Gäste bis heute für solche kleinen „Einlagen“.

Apropos „Einlagen“. Natürlich war der „Hausmuff“ längst Geschichte, aber ein anderes Getränk gab es nur im

„Krug“. Der pffiffige Wirt füllte obergäriges Bier in hohe, schlanke Tonkrüge, gab Rosinen und süße Brotstücke dazu, dann wurde das Gebräu fest verschlossen, auf dass es kräftig gären konnte. Wenn nun ein dieses seltenen Getränks unkundiger Gast den Krug zu schnell öffnete, schoss das köstliche Gebräu hoch bis in die Kastanienblätter und tropfte dann auf den Gartentisch. „Bier mit Musik“ eben – es sorgte lange Zeit für immer wieder neuen

Frohsinn im alten Gartenlokal.

Fernsehsendungen aus dem „Krug“

Zwischen 1983 und 1999 – auch das soll hier erwähnt werden – wurde der „Krug“ überregional bekannt: Das Fernsehen der DDR produzierte hier fast 100 volkstümliche Unterhaltungssendungen mit dem Titel „Im Krug zum grünen Kranze“. Und es war mehr als Rumtata und Schunkelecke. Am Stammtisch saßen Vertreter alter, historischer Handwerke und führten den halleschen Gästen in ihrer Kluft historische Zunftbräuche vor: Böttcher, Seiler, Korbmacher, Steinmetze ... Flößer aus Thüringen legten an der kleinen Treppe zur Gaststätte an, auch ein blumengeschmückter Dampfer mit der Rosenkönigin von Sangerhausen. Als die Bäckerzunft zu Gast war, brachte Bäckermeister Schade im Ruder Kahn Kuchen vom gegenüberliegenden Ufer zum „Krug“ wie einst sein Urahn, als es noch keine Brücke gab. Dazu die passende Musik: Volkslieder, die Folkgruppe Horch, die Gruppe MTS, Kammersänger Rainer Süß, Eva-Maria Pieckert und viele andere Interpreteten. Zu den Aufzeichnungen waren die Sitzplätze sehr begehrt – und immer schien die Sonne. Bis auf ein einziges Mal, als Bierbrauer zu Gast waren und ein Archivar aus Wittenberg Luthers Bierschulden durch ein his- >>

torisches Buch aus dem Archiv belegen wollte. Doch ein Gewitterguss beendete die Sendung. Die einzige von 99.

Erst mit der Wende und der Gründung des „mdr“ endete die Sendereihe, die 100. Ausgabe wurde archiviert. Auch für das Gartenlokal änderte sich alles. Neue Besitzer kamen und gingen, doch nun hat sich seit einigen Jahren mit dem „Krug zum grünen Kranze“ eine Gaststätte etabliert, die mit moderner Gestaltung und sehr gutem Essen einlädt zum Bleiben und Verweilen. Und natürlich mit bestem Bier!



2022: Blick vom Rive-Ufer zum „Krug“

Text: Christina Widlok

Fotos (2): Stadtarchiv Halle, (1) Widlok

Aus dem Inhalt

- 1 **Krug zum grünen Kranze**
- 2 **Unsere Stadt
Skulpturenpark
Wohntürme**
- 3 **Aus der Region
Postmeilensäulen
Bitterfelder Bogen**
- 4 **Unterwegs
Karstwanderweg**
- 5 **Erinnerungen
Kindheit**
- 6 **Musikalisches
Adolphe Sax
Saxophonwissen**
- 7 **Kultur
Konrad Wolf**
- 8 **Interessant
Händel in Weißenfels
Hallensia Drogerie**
- 9 **Aufgefallen
Technikmuseum
Drei Wünsche**
- 10 **Ansichtssache
Kunst im Garten
Totholz**
- 11 **Hätten Sie`s gewusst?
Mittleuropäische Zeit
BoBo**
- 12 **Vermischtes
Löwengebäude
Versteckte Kunst**

Skulpturenpark

Neues am Thüringer Bahnhof

In der SeniorenZeit 1-2022 berichteten wir über den Europa-Skulpturenpark am Thüringer Bahnhof. Nun haben diese Metall-Skulpturen eine Art Fortsetzung erhalten.

Am 29. Sept. 2022 wurde ein zweiter Teil des Skulpturengartens eröffnet, der sich um Sachsen-Anhalt dreht. Diese Maßnahme des Jobcenters Halle für Langzeitarbeitlose begann am 1. März 2022 und lief bis zum 28. Februar 2023. U. a. sind das Wappen von Sachsen-Anhalt, ein Braunkohle-Bagger aus Ferropolis, das Rosarium, das Solar Valley und Radprofi Täve Schur als neue Skulpturen entstanden. Bis zum Ende der Maßnahme sind noch einige weitere Skulpturen hinzugekommen.

Durch die längerfristig geförderten Beschäftigungen im Rahmen von Arbeitsgelegenheiten sollen Langzeitarbeitslose oder Langzeitleistungsbezieher mit negativer Integrationsprognose persönlich und beruflich stabilisiert werden. Sie wählen selbst die Motive aus, erstellen Entwürfe und setzen diese un-



Wappen von Sachsen-Anhalt

ter fachlicher Anleitung um. Zu jedem Motiv wird eine erklärende Schautafel angefertigt.

Betreut wurde das Projekt wie das vorhergehende auch von der SBH Südost GmbH, Niederlassung Halle.

Text und Foto: Klaus Schmutzer

Wohntürme in Halle

Eine spektakuläre Entdeckung

Überall in der mittelalterlichen Welt Europas gab es sie – hoch übers Land ragende Wohntürme zum Darin-Leben, zum Lagern von Gütern und als Zuflucht und Verteidigungsmöglichkeit bei Fehden. So auch in Halle. Einer der ältesten stand an einem Fernhandelsweg, in der heutigen Rannischen Straße 3/Ecke Sternstraße.

Im Jahre 2008 hatte sich der Investor Karl Elmer aus Warendorf entschlossen, hier die zerfallenden Baudenkmale Nr. 3, 5, 9 und 17 zu kaufen und zu sanieren. Das Barockhaus Nr. 3 bot am westlichen Teil des Nordgiebels eine bauhistorisch spektakuläre Überraschung: Nach Entfernung alten Putzes zeigten sich Teile der **Außenwand eines romanischen Wohnturmes mit „Biforienfenstern“** (doppelte Rundbogenfenster) von ca. 1200. Die ca. 80 cm dicke und ca. 10 m hohe helle Bruchsteinwand mit steinhartem Fugenmörtel (mit Quarkeimischung?) ist der Rest eines ca. 800 Jahre alten Wohnturmes und **zählt zur ältesten sichtbaren profanen**

Bausubstanz Halles. Der Erbauer blieb unbekannt. Für das späte 17. Jh. ist im hier errichteten Gebäude der Ausspannhof „Zur Goldenen Gans“ verbürgt, für das 18. Jh. die Herberge „de Prusse“. In späterer Zeit wirkten hier stets Kaufleute und Handwerker. Bis zur Zeit der Weltwirtschaftskrise 1929 befand sich hier das „Möbelhaus Minna Schammel“. In der Folgezeit war es stets Wohn- und Geschäftshaus.

Natürlich gibt es **in Halle weitere Zeugnisse von Wohntürmen, jedoch eher „unsichtbare“, überbaute, von Putz überzogene.** Archäologen sprechen – z. B. anhand von starken und tief ins Erdreich reichenden Fundamenten in Kellern – von über 20 solcher Wohntürme, darunter am Alten Markt, in der Kleinen Ulrich- und Großen Märkerstraße, am Ackerbürgerhof oder in der Kuhgasse. Auf dem Sandberg soll gar Markgraf Wiprecht von Groitzsch einen besessen haben.

Text: Heidrun Hübel

Dank an Angelika Mey, Urenkelin von Minna Schammel, für ihre freundliche Unterstützung

Aufgewachsen in der sächsischen Kleinstadt Leisnig, führte mich mein Schulweg täglich an der Meilensäule vorbei. Die Entfernungsangaben darauf erschienen mir merkwürdig, z. B. 4 St 3/8 nach Döbeln. Warum wurden die Entfernungen in Stunden angegeben?

Die Postmeilensäule in Leisnig ist eine sogenannte Distanzmeilensäule. Solche Meilensäulen mit dem reich verzierten und vergoldeten Wappenstück auf blauem Grund der Namenszug AR Augustus Rex, wurden im Zentrum der jeweiligen Stadt aufgestellt. Vor 300 Jahren entstand im Kurfürstentum Sachsen auf Befehl August des Starken das erste flächendeckende Verkehrsleitsystem nach römischen Vorbildern: die Kursächsischen Postmeilensäulen. Die Basis dafür war die Vermessung Kursachsens durch Adam Friedrich Zürner (1679–1742). Die Entfernungen wurden in Postkutschzeiten angegeben (1 Meile = 9062 m = 2 Std). Ein Fußgänger



Postmeilensäule in Landsberg

kann die Entfernung von ½ Meile (4,53 km) in einer Stunde schaffen. Die Geschwindigkeit entspricht zügigem Gehen. Allerdings wurden die Pferde regelmäßig gewechselt und auf längeren Strecken, zumal mit Gepäck, kam man zu Fuß wohl langsamer voran. Die Höhe der Säulen beträgt genau 4,53 Meter. Die Distanzmeilensäulen zusammen mit den Ganzmeilen- und den Halbmeilensäulen bildeten das kursächsische Markierungs- und Leitsystem für den Verkehr der Postkutschen. Ganzmeilen- sowie Halbmeilensäulen

gehören zu den Straßensäulen und kennzeichnen den Straßenverlauf. Sie wurden im Abstand von jeweils 1 Meile bzw. ½ Meile zueinander aufgestellt. Grundlage war das 1722 vereinheitlichte Längemaßsystem, das auf den geometrischen Messwagen Zürners zurückging. Dies war eine Kutsche, in der ein Gestänge die Umdrehungen des Hinterrades auf ein Zählwerk übertrug. Mit der Einführung der Neuen Meile (7500 m) im Jahr 1840 verlor das System seine Bedeutung, die Säulen sind aber in vielen Städten erhalten, so auch in Landsberg und in Zörbig. Als das Deutsche Reich im Jahr 1875 der Internationalen Meterkonvention beitrug, wurde die Meile durch Kilometer ersetzt.

Die Entfernung von Leisnig nach Döbeln beträgt nach Umrechnung der „Stunden“ in Kilometer 19,8 km. Google Maps gibt dafür 19,1 km an. Die chursächsische Landvermessung vor 300 Jahren war also doch recht genau.

Text und Fotos: Dr. Christian Ehrlich

Am Bitterfelder Bogen

Ganz schön viel Stahl ...

„Das nächste Mal ist der Bitterfelder Bogen dran“, hörte ich unsere Wanderleiterin im Weggehen sagen. Ich vermutete (und befürchtete), dass das eine ganz schön lange Strecke werden würde. Ein Bogen um Bitterfeld ...?

Nein. Es ging um einen Bogen bei Bitterfeld. Einen Bogen aus Stahl. Das erkannte ich, als wir uns am vereinbarten Tag auf einem Parkplatz in der Nähe dieser Stadt unterhalb einer Anhöhe wieder trafen. Groß wie eine Strombrücke liegt die Konstruktion auf dem Bitterfelder Berg, und führt – nirgendwohin. Jedenfalls überspannt sie, von weitem betrachtet, nur eine winzige Senke,



Der Bitterfelder Bogen

ist mit ihren 81 m Länge dafür aber viel zu groß. Die erste Schräge für den Aufstieg auf diesen Aussichtsturm beginnt so übergangslos im Gelände, dass man weder mit dem Fahrrad noch mit dem Rollstuhl ein Problem haben sollte, das Bauwerk, das Kunstwerk, zu erobern. Wenn man es betritt, sieht und merkt man, wohin es geht: nicht nach drüben,

sondern nach oben. Immer schön gemächlich, bis zur Kehre und weiter bis zur nächsten Kehre und so fort. Auf jedem Absatz befindet sich eine Plattform, sodass man Stück für Stück immer mehr von Bitterfeld, von der nahen Goitzsche, von der Landschaft, betrachten kann.

Ganz oben angekommen, steht man auf 21 m Höhe (127 m über NN).

Nach dem Abstieg nahmen wir uns Zeit für die beiden Informationstafeln, die wir vor lauter Euphorie glatt übersehen hatten. Errichtet wurde der Bitterfelder Bogen also im Jahre 2006, im Rahmen der Expo 2000. Urheber ist der Künstler Prof. Claus Bury aus

Frankfurt/M., der auch weitere architektonische Skulpturen erschaffen hat. Der Bitterfelder Bogen ist allerdings seine bisher größte. 525 t Stahl wurden dafür verwendet. Und die Bedeutung? Es geht nicht um beliebige schöne Formen. Bury empfand die Bewegung einer Baggerschaufel nach: leer nach vorn und unten, voller Abraum oder Kohle nach hinten und oben. Und, laut Tafel, soll ein Bogen zwischen Vergangenheit und Zukunft geschlagen werden, zwischen Bergbau und gestalteter Folgelandschaft.

Einen Bogen gelaufen sind wir dann doch noch. Rund um die Kuppe des kleinen Berges verläuft einer der Wege, die, gut ausgeschildert, zu weiteren Sehenswürdigkeiten führen. Es fing an zu nieseln, ein Gewitter zog auf. Da wurde plötzlich allen klar, dass wir uns immer noch in der Nähe von ganz schön viel Stahl befanden. So schnell hat diesen Weg bestimmt noch keine andere Wandergruppe geschafft.

Text und Foto: Melitta Seitz

Der Karstwanderweg

Älter als man denkt ...

... und länger auch.

Wenn im Südharz zu einer Wanderung auf dem Karstwanderweg eingeladen wird, sind die Teilnehmer fast immer zahlreich, auch wenn es sich mitunter um anspruchsvolle Strecken handelt. Jeder ahnt, dass es wieder Interessantes zu entdecken gibt. Ob eine 900 Jahre alte Eiche, ein alter Steinbruch mitten im Wald, ein moderner Tagebau, das Vorkommen von Bergmolchen, eine aufgegebene Burg oder ein von Zeit zu Zeit verschwindender See – die Aufzählung ließe sich lange fortsetzen.

Schon der Idee der „Erfinder“ dieses Wanderweges **vor über 40 Jahren** lag die Erkenntnis zu Grunde, dass entlang der Pfade und Feldraine im Gebiet des Gipskarstes mannigfaltige Sehenswürdigkeiten für alle zu finden sind, die Interesse an Natur und Geschichte haben. Christel Völker und ihr Ehemann Reinhard Völker (verst. 2020), beide Geologen und damals für das neu gegründete Karstmuseum in Uftrungen tätig, initiierten daher die ersten öffentlichen Wanderungen. Der Ansturm der Teilnehmer war kaum zu beherrschen, es waren hunderte. So entstand das Vorhaben, besonders sehenswerte oder erkenntnisreiche Standorte mit Erläuterungstafeln zu versehen. Durch diese wurden kleine Gruppen oder einzelne Wanderer in die Lage versetzt, sich die Besonderheiten der Südharger Landschaft selbst zu erschließen.

Bis zum heutigen Tage dauert die Entwicklung an. Man kann sowohl einfach beim Wandern die Natur genießen als auch durch Beschäftigung mit Erscheinungen von Geologie, Hydrogeologie, historischem und aktuellem Bergbau, Siedlungsgeschichte, Handwerk, Klima und Umwelt bis hin zu Archäologie und sogar Paläontologie seinen Horizont erweitern.

Von den vormals 45 km Weg im damaligen Kreis Sangerhausen im Bezirk Halle ab Pölsfeld wurde der Weg nach 1989 Stück für Stück erweitert. Das war zuerst durch die Zusammenarbeit mit dem Landkreis Nordhausen (Thüringen) möglich, da hier nun kein Grenzgebiet mehr und damit das Zutrittsverbot ent-

fallen war. Fast gleichzeitig erfolgte der Anschluss an die wenigen bestehenden Teile im heutigen Landkreis Göttingen (Niedersachsen). Durch die dort mittlerweile getätigten Neuerschließungen misst der Weg jetzt insgesamt **265 km**. Er endet bei Förste in der Nähe von



Bad Grund. Immer waren Christel und Reinhard Völker führend oder maßgeblich beteiligt.

Mehr als 200 Tafeln mit anschaulichen Erklärungen wurden geschaffen, 47 Rundwege für Tages- und Halbtageswanderungen angelegt. Inzwischen ist das offizielle Zeichen (Gestaltung: Markscheider) auf den Wegweisern nicht mehr zu übersehen. Auch diese durchgängige Beschilderung war ein Kriterium für die 2011 erfolgte Zertifizierung des Karstwanderweges durch den Deutschen Wanderverein als **„Qualitätsweg Wanderbares Deutschland“**.

Es gibt, wie in vielen Wandergebieten, Touristikunternehmen, die für



Typisches Erscheinungsbild der Südharger Karstlandschaft

Übernachtungen und den Transport des Gepäcks sorgen. So können Fuß- und Fahrradwanderer unbeschwert Etappe für Etappe dieses schönen und lehrreichen Weges bestreiten. Denn den

gesamten Weg zu gehen ist sicher für Profis besonders reizvoll. Da er sich am Südrand des Gebirges hinzieht, ergeben sich auch immer wieder faszinierende Ausblicke weit in die unterhalb liegende Landschaft.

1997 ging der privat geführte Internetauftritt www.karstwanderweg.de online. Hier, wie auch in verschiedenen gedruckten Publikationen, kann sich jedermann über aktuelle Veranstaltungen informieren. Der gesamte Weg ist mit Google maps verlinkt.

Ob der Karst-Rap, auch auf der Website zu finden, ein Plüschdachs als Maskottchen oder die Wahl einer Karstkönigin unbedingt nötig sind, muss jeder für sich entscheiden. Der Vermarktung wird es wohl dienen und die ist verstärkt nötig, denn derzeit lebt der Karstwanderweg überwiegend von ehrenamtlicher Tätigkeit.

Unter dem Motto **„Drei Länder – ein Weg“** sorgt heute eine überregionale Arbeitsgemeinschaft mit unzähligen Kooperationspartnern für die Instandhaltung des Weges und die Organisation von Aktivitäten. Diese AG plant auch Futuristisches. In 20 Jahren sollen die Schilder und Tafeln verschwinden, weil es bis dahin längst eine App geben und alles über GPS laufen soll. Man könnte auf die Idee kommen, dass sich 200 alte Wanderfreunde an die schönen Tafeln ketten ..., aber wer will schon der Zukunft im Wege stehen.

Der Begriff **„Karst“** stammt übrigens vom slowenischen „Kras“. Er bezeichnet heute allgemein ein Gebiet mit einem wasserlöslichen Gestein, das durch Hohlräume, deren Einbrüche und das unterirdische Abfließen von Wasser gekennzeichnet ist. Karstgesteine sind Kalk, Gips und Dolomit, auch Sandstein, sie existieren weltweit. Im Südharz liegt überwiegend Gips, das Dihydrat des Kalziumsulfats, vor. Hier befand sich vor ca. 250 Mio Jahren ein Flachmeer, aus dem die Ablagerungen entstanden. Heute sieht man die typische unebene Oberflächengestalt, die durch Auslaugung, Bildung von Höhlen und deren Einbrüche entstanden ist und sich ständig weiter verändert wird.

Text und Fotos: Melitta Seitz

Meine Kindheit auf dem Dorf

Gern erinnere ich mich an meine Kindheit in den späten 50er und frühen 60er Jahren. Im Gegensatz zu den Dörfern heute war in unserem kleinen Dorf immer Leben. Die Menschen gingen in den Konsum, zum Bäcker, zur Post oder zur BHG (Bäuerliche Handelsgenossenschaft), fuhren mit dem Rad zur Arbeit, gingen zum Bus oder zum Bahnhof, liefen zu ihren Schrebergärten oder kleinen Äckern, die größeren Kinder fuhren mit dem Rad zur Schule in das Nachbardorf, die Gänse wurden früh zum Teich getrieben und am Nachmittag wieder geholt. Auch eine Schmiede, später eine Tankstelle, eine Schlosserei und eine Gärtnerei gehörten zum Dorf.



Zu jeder Jahreszeit und bei fast jedem Wetter waren wir am Nachmittag draußen, auf dem Dorfplatz, am Teich, vor der Schule, auf dem Gutshof ... Da wurde gekreiselt, gemurmelt, „geschängelt“, auch Hopse, Gummitwist, „Herr Fischer, wie tief ist das Wasser?“ u. a. gespielt. Die ruhige Straße zum Friedhof war unser Völkerballfeld und auf dem Sommerweg neben der Dorfstraße trieben wir uns beim Federballspiel hin und her. Übungen der Feuerwehr auf dem Dorfplatz waren eine Attraktion und wir Kinder schauten zu. Auch der Kindertag war etwas Besonderes mit Würstchenschnappen, Eierlaufen und anderen Spielen im Park hinter dem ehemaligen Gutshaus. Im Winter, wenn der Teich zugefroren war, trafen wir uns dort, die größeren Jungen zum Eishockeyspiel, die anderen Kinder zum Schlittschuhlaufen. Die Schlittschuhe mussten an Winterschuhe mit festen Sohlen angeschraubt werden und gingen zu unserem Ärger oft ab. Wie habe ich ein Mädchen beneidet, das

„richtige“ Schlittschuhe hatte! Im Sommer radelten wir gern zum Badeteich (heute Privatbesitz, Baden verboten), wo wir schwimmen lernten und immer viel Spaß hatten.

„Die Einklassenschule war in Deutschland bis in die 1960er Jahre als wohnortnahe Dorfschule die gängige Schulform im ländlichen Raum.“ So steht es bei Wikipedia und so habe ich es erlebt. Für unsere Lehrerin war das kein Problem, hatte sie doch als junge Absolventin während des 2. Weltkriegs in einem kleinen Altmarkdorf acht Klassen allein unterrichtet, weil alle Lehrer eingezogen worden waren. Bei uns saß in einem großen Klassenraum auf der linken Seite die erste Klasse auf Klappbänken und auf der rechten die zweite Klasse an Schultischen. Von 8.00–12.00 hatte die zweite Klasse Unterricht, von 10.00–13.00 die erste Klasse. Sport, Musik und Zeichnen waren gemeinsame Fächer. Eine Turnhalle gab es nicht. Der Sportunterricht fand im Winter im Klassenraum statt. Zusammengeschobene Bänke, ein paar Matten auf den Fußböden, ein einfaches Sportgerät und schon ging es los. Wenn möglich, turnten wir natürlich draußen. Die Toiletten, besser gesagt, die Plumpsklos für die Schüler befanden sich auf dem nebenan gelegenen Hof des Lehrerhauses. Auch dieses hatte nur ein TC, eine Trockentoilette. Ab der 3. Klasse gingen alle Kinder im Nachbarort in die einzügige Polytechnische Oberschule. Dort hatten oft schon die Eltern bei den denselben Lehrern gelernt wie wir. Zur Schule fuhren wir



natürlich mit dem Rad, im Winter bei Eis und Schnee gingen wir zu Fuß.

Gab es Neuigkeiten und wichtige Nachrichten, so rief der Gemeindediener

diese, nach lautem Klingeln mit einer Glocke, an verschiedenen Stellen des Ortes aus.

Es gab damals weder eine Wasser- noch eine Abwasserleitung im Dorf.



Das Wasser musste an einer der Pumpen geholt und in die Gosse entsorgt werden. Bei der großen Wäsche alle drei bis vier Wochen schleppten Frauen und Männer eimerweise Wasser. Dieses wurde im Waschhaus im mit Kohle beheizten Kessel zum Kochen gebracht. Zuerst kam die Kochwäsche und dann die übrige nacheinander in den Kessel, wurde danach, wenn nötig, auf dem Waschbrett geschrubbt, dann in einer Holz- oder Zinkwanne gespült, ausgewrungen und draußen auf die Leine gehängt. Das Waschhaus war bei kaltem Wetter voller Wasserdampf, man sah kaum die Hand vor Augen. Musste man die Wäsche bei Frost aufhängen, konnte man die Hosen danach hartgefroren hinstellen. Die Resttrocknung erfolgte auf dem Hausboden. Das Ganze war eine sehr anstrengende und tagesfüllende Arbeit. Gern erinnere ich mich an Abende, an denen ich im Bett von ferne die Frösche des Dorfteiches quaken hörte und in der Nachbarschaft das leise Gemurmel der Leute, die ihre Stühle vor die Tür gestellt hatten, sich mit den Nachbarn trafen und schwatzten. Für mich war es eine schöne und behütete Kindheit.

Text und Fotos: Angelika Ehrlich

Adolphe Sax und das Saxophon

Eine Entdeckung in Dinant an der Maas

Warum heißt das Saxophon Saxophon? Darüber hatte ich mir nie Gedanken gemacht. Im letzten Sommerurlaub habe ich es erfahren.

Wir radelten in das belgische Städtchen Dinant auf einem hübschen Radweg am Ufer der Maas entlang. Laut Reiseführer ein sehr interessanter Ort mit der eindrucksvollen Stiftskirche Notre-Dame aus dem 14./15. Jh. und einer gewaltigen Zitadelle hoch über dem Fluss. Auf der großen Brücke über die Maas begrüßten uns rechts und links riesige Saxophone in allen Farben der europäischen Länder. Das sah sehr schön aus, aber erklären konnten wir es uns nicht.



Dinant, die Brücke über die Maas

Als wir am Nachmittag die Räder durch die engen Straßen zwischen Felsen und Fluss schoben, standen wir plötzlich vor dem Geburtshaus von Adolphe Sax, der, wie wir dort in dem kleinen, sehr interessanten Museum erfuhren, das Saxophon erfunden hat. Nun war uns alles klar, deshalb die bunten Instrumente auf der Brücke.

Sax, 1814 in Dinant in der Familie eines Kunsttischlers und Instrumentenbauers geboren, lernte in der Werkstatt seines Vaters den Beruf des Instrumentenbauers und vervollkommnete als erste wichtige Arbeit die Klarinette (Patent 1838). 1840 erfand er das Saxophon, ein Holzblasinstrument, das klanglich zwischen Klarinette und Oboe eingeordnet werden kann. Ja, es zählt zu

den Holzblasinstrumenten, obwohl der Korpus aus Metall ist. Ausschlaggebend für die Einteilung in Holz- und Blechblasinstrument sind das Mundstück und der Tonloch/Klappen-Mechanismus. Der Ton entsteht durch ein schwingendes Rohrblatt im Mundstück. Auch Oboe, Klarinette, Fagott und die Querflöte gehören zu den Holzblasinstrumenten. Sax entwickelte das Saxophon für alle Stimmlagen, also vom Sopran bis zum Subkontrabass. Am häufigsten werden das Alt- und das Tenorsaxophon gespielt.

Für die Uraufführung der Oper Aida im Jahre 1871 sollte die Musik – die Handlung spielt in Ägypten zur Zeit der Pharaonen – so authentisch wie möglich klingen. Deshalb beauftragte Verdi Adolphe Sax, ein fanfarenartiges Instrument im Stil altägyptischer Trompeten zu bauen. Diese Langtrompete kommt seither u. a. im berühmten Triumphmarsch der Oper Aida zum Einsatz.



Sax vor seinem Museum in Dinant

Heute wird das Saxophon in vielen Musikgenres verwendet, hat sich allerdings in der klassischen Musik, wofür Sax es vor allem vorgesehen hatte, nur wenig durchgesetzt. Die Marsch- und Militärmusik waren anfangs das wichtigste Einsatzgebiet, später folgte der Jazz. Seit den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts spielt das Saxophon hier eine wesentliche Rolle.

Text und Fotos: Angelika Ehrlich

Saxophonwissen

Betrachtungen zum Instrument

Als ich mit 14 von der Grund- zur Oberschule wechselte, hatte ich acht Jahre Klavierunterricht absolviert.

Als Pianist in der Dorfcombo wurde ich mit dem Tenor-Saxophon bekannt, auf dem sich einer der Musiker redlich abmühte. Mein Vater kaufte mir auf meinen Wunsch ein gebrauchtes Es-Alt-Saxophon.

Es gab damals kein Internet, wo ich Informationen über das Saxophon und das Saxophonspiel hernehmen konnte. Aber meine umfassende Ausbildung in Musiktheorie erlaubte es mir, das Saxophonspiel durch Probieren zu erlernen. Im Laufe der Zeit erfuhr ich auch viel Wissenswertes über die verschiedenen Saxophone.

Es gibt in der heutigen Zeit acht verschiedene, von denen aber nur die Hälfte eine breitere Nutzung findet. Vom kleinsten bis zum größten (gleichzeitig vom höchsten bis zum tiefsten) sortiert: das Sopranino, das Sopran- und das Altsaxophon, das Tenor-, das Bariton- und das Bassaxophon. Ganz ungebrauchlich sind das Kontrabass- und das Subkontrabasssaxophon, weil sie sehr groß und schwer sind und sehr viel Luft benötigen.

Die ersten Erfahrungen sammelte ich in einer größeren Kapelle in einem Nachbardorf. Ich spielte das 3. Es-Alt. In Big Bands gibt es einen Saxophonsatz, bestehend aus erstem Es-Alt, zweitem B-Tenor, drittem Es-Alt, viertem B-Tenor und einem Bariton-Saxophon, die unverzichtbare Unterstimme in einer „Reed-Section“ einer Bigband. In der Dorfkapelle genügten aber auch drei Saxophone.

Die Bezeichnung Sopran, Alt oder Tenor bezieht sich auf die Tonhöhe des Instruments, mit allen Saxophonen überstreicht man so fast den gesamten hörbaren Tonbereich.

Im Laufe meiner musikalischen nebenberuflichen Abenteuer habe ich die B-Klarinette, das B-Tenor-Saxophon und das Es-Bariton-Saxophon spielen können. Für mich eine faszinierende Instrumentenfamilie, in der man leicht von einem zum andern wechseln kann. Das ist möglich auf Grund der bei allen gleich aufgebauten Klappentechnik, die schon Adolphe Sax verwendet hat.

Text Klaus Schmutzer

Vor 40 Jahren starb Konrad Wolf

Konrad Wolf war einer der bedeutendsten Regisseure der DEFA. Geboren 1925 als Sohn des bekannten Arztes und Schriftstellers Friedrich Wolf und seiner Frau Else. Friedrich Wolf, der Reformbewegung um die Jahrhundertwende verbunden, wandte sich vorrangig der Naturheilkunde zu. 1927 zog die Familie mit ihren zwei Söhnen nach Stuttgart, wo sie in einem nach den Vorgaben Friedrich Wolfs errichteten Eigenheim wohnten. Dort sollten die Kinder, die eine Reformschule besuchten, gesund aufwachsen.

Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten änderte sich das Leben der Wolfs. F. Wolfs Buch „Die Natur als Arzt und Helfer“, ab 1928 in mehreren Auflagen erschienen, wurde indiziert, weil der Arzt darin nicht nur „Nacktkultur und die Abschaffung des Paragraphen 218“ vertrat, sondern außerdem „Jude und Kommunist“ war. Er emigrierte 1933 in die Sowjetunion. 1934 folgte ihm die Familie. In Moskau besuchten Konrad und sein zwei Jahre älterer Bruder Markus eine Schule, in der fortschrittliche Pädagogen viele Emigrantenkinder unterrichteten. Ab 1937 gingen die Geschwister dann auf eine sowjetische; da waren die Stalinschen Säuberungen schon Alltag. 1936 war Konrad Wolf sowjetischer Staatsbürger geworden.

1941 überfiel Nazideutschland die Sowjetunion. Nachdem Konrad Wolf im Dezember 1942 die 9. Klasse abgeschlossen hatte, wird er in die Rote Armee einberufen. Dort ist er als Dolmetscher und Übersetzer tätig, am Kampf um Warschau beteiligt, an der Befreiung des KZ Sachsenhausen, ist im April 1945 für einen Tag sowjetischer Stadtkommandant von Bernau und nach dem Krieg für einige Zeit Kulturreferent bei der SMAD in Halle, danach in Berlin, wo er an einer Abendschule der SMAD das Abitur ablegt. 1946 wird er aus der Armee entlassen, 1952 Staatsbürger der DDR und SED-Mitglied.

Schon als Schüler in Moskau zieht ihn das Kino in seinen Bann, die klassischen sowjetischen Revolutionsfilme. Im Film „Kämpfer“ von Gustav von Wangenheim spielt er als Zehnjähriger eine

Nebenrolle. Es erscheint als logische Konsequenz, dass er an der Moskauer Filmhochschule ein Studium aufnimmt, das er 1955 mit einem Diplom und seinem ersten Film „Einmal ist keinmal“ beendet. Im selben Jahr wird er in den künstlerischen Rat der DEFA, Sektion Spielfilme, berufen.

Danach folgt fast jedes Jahr ein Spielfilm, 1956 „Genesung“, 1957 „Lissy“,



Konrad Wolf 1970

1958 „Sonnensucher“. Mit letzterem gab es Probleme: Er zeigte Leben und Arbeit in der SDAG Wismut, wurde von der SED verboten und erst 1972 aufgeführt. 1959 wurde Wolfs Film „Sterne“, eine Gemeinschaftsproduktion mit Bulgarien, in Cannes mit dem Preis der Jury ausgezeichnet. Er fand auch Anerkennung im kapitalistischen Ausland, nicht nur wegen seines Inhalts, eine Liebesgeschichte zwischen der Jüdin Ruth und einem Wehrmacht-Unteroffizier, sondern wegen seiner künstlerischen Gestaltung.

Diese Filme habe ich nicht gesehen, aber die danach, z. B. „Professor Mamlock“ (1961, nach einem Drama seines Vaters). 1964 hatte der Film „Der geteilte Himmel“ nach der 1963 erschienenen Erzählung von Christa Wolf Premiere. Für Hallenser war er ohnehin ein Muss, denn die meisten Szenen wurden in Halle gedreht. Aber das Besondere daran war das brisante Thema – eine Liebe, die am Mauerbau 1961 zerbricht. Manfred kommt, enttäuscht von den Lebensumständen und am Wirtschaftssystem der DDR beruflich gescheitert, nach einem Kongress nicht mehr aus Westberlin

zurück. Rita bleibt, obwohl auch sie, und nicht nur sie, Mängel und Probleme im System sieht. Sie studiert, ist überzeugt, dass die sozialistische Gesellschaft im Werden ist und mit allen Schwierigkeiten fertig werden wird.

Eine stilistische Ausnahme Wolfs war 1966 der Fernsehfilm „Der kleine Prinz“ nach A. de Saint-Exupéry mit Christel Bodenstein in der Hauptrolle.

Thema zweier Filme Wolfs ist der Kampf deutscher Soldaten in der Roten Armee gegen die deutsche Wehrmacht. In „Ich war 19“ (1969) arbeitet er seine eigenen Kriegserlebnisse auf, in „Mama, ich lebe“ (1976) nach einem Hörspiel von Wolfgang Kohlhaase (†2022) das Schicksal von vier Wehrmachtssoldaten, die sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft entscheiden, gegen ihre Landsleute zu kämpfen, nur einer überlebt.

In Zusammenarbeit mit Wolfgang Kohlhaase entstanden auch die Filme „Der nackte Mann auf dem Sportplatz“ (1973) und „Solo Sunny“ (1983), der letzte Spielfilm Wolfs und wohl vielen noch im Gedächtnis.

Für mich einer der bedeutendsten Filme ist „Goya oder der arge Weg der Erkenntnis“ (1971) nach dem Roman von Lion Feuchtwanger. Das Drehbuch schrieben Wolf, der bulgarische Schriftsteller und Regisseur Angel Wagenstein und Walter Janka gemeinsam. „Der Künstler zwischen Königstreue und Volksverbundenheit“ – ein Thema, das Konrad Wolf, von 1965 bis zu seinem Tod 1982 Präsident der Akademie der Künste, auch persönlich betraf, hatte er doch das „Kahlschlagplenum“ von 1965 mit all seinen Folgen, die Ausbürgerung Biermanns 1976 und die Einschränkungen künstlerischen Schaffens mit- und selbst erlebt. Immer um Ausgleich bemüht und auf beiden Seiten mit Ungnade bedacht.

Es gibt noch vieles über Konrad Wolf zu erfahren, empfohlen seien dazu die Bücher von Antje Vollmer/Hans-Eckardt Wenzel „Konrad Wolf, Chronist im Jahrhundert der Extreme“ und Markus Wolf „Die Troika“.

Text: Uta Braeter

Foto: Klaus Franke, 1970, Bundesarchiv

Es war nur eine Spielerei

Wie Händels Karriere begann

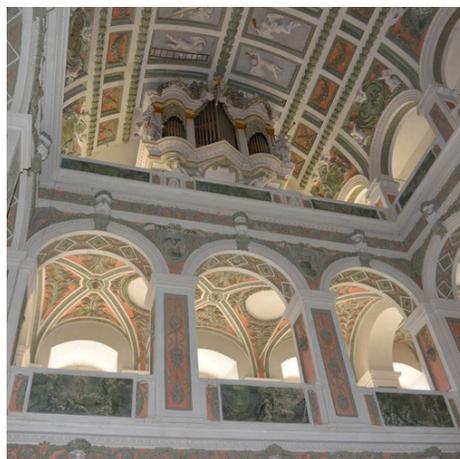
Was macht ein kleiner Junge, wenn er unter Erwachsenen sich langweilt? Er spielt wie alle Kinder – mit Dingen, die gerade „zur Hand“ sind. Für den siebenjährigen Georg Friedrich Händel war es die Orgel hoch droben unter dem Kassettendach der wunderschönen Schlosskirche in Weißenfels. Er begann zu spielen, was ihm gerade einfiel, mehr so vor sich hin ...

Unten in der Schlosskirche debattierte gerade Herzog Albrecht von Sachsen-Weißenfels mit Vater Händel, seinem Leibchirurgen und Geheimen Kammerdiener. Der musikinteressierte Herzog unterbrach das Gespräch und hörte aufmerksam dem Spiel des Kindes zu. Begeistert empfahl er dem Vater, seinen Sohn unbedingt in der halleschen Marktkirche musikalisch ausbilden zu lassen bei Zachow, dem bekannten Komponisten und Musikdirektor. Er prophezeite dem Jungen eine große Zukunft. Vater Händel hatte keine Argumente und meldete den jungen Georg-Friedrich bei Zachow an. Es war der Beginn einer

beispiellosen Karriere.

Die ersten Kantaten

Dass Georg Friedrich Händel daheim mit sechs Jahren auf einem Clavichord klimperte, hatte er seiner Mutter zu



Unter der barocken Kassettendecke die Orgel, zwar erneuert, doch der Prospekt ist noch original

verdanken, denn sie wuchs in einem musikalischen Elternhaus auf. Vater Georg machte keinen Hehl daraus, dass ihn Musik nicht interessierte. Doch nun,

an jenem Tag im Jahre 1692, änderte sich für den jungen Händel alles. Nach grundlegender Kompositions- und Instrumentalausbildung durch Zachow begann er mit neun Jahren Kantaten mit Gesangsstimmen und Instrumenten zu komponieren. Für Zachow, seinen Lehrmeister, fügte er zu dessen Kantate eine Harfenstimme hinzu „*Herr, wenn ich nur dich habe*“.

Heute werden Händels Opern und Oratorien in der ganzen Welt gespielt. Er gilt als eines der größten Musikgenies seiner Zeit.

Die Schlosskirche im Schloss Neu-Augustusburg ist ganzjährig Dienstag bis Sonntag geöffnet, eine Führung kann gebucht werden unter Tel.: 03443 2390017 (Museumskasse).

Jeden letzten Samstag im Monat öffnet die Fürstengruft unterhalb des Altarraumes stündlich für Besucher.

www.museum-weissenfels.de

Text: Christina Widlok

Foto: SCHAU! Multimedia

Über 130 Jahre „Hallensia“ – Halles älteste Drogerie

Von der Drogerie zur edlen Parfümerie

Früher wurden Drogerien oft nach ihren Inhabern benannt. So auch die Drogerie Patz, gegründet 1890 von Franz August Patz, damit die älteste Drogerie in Halle und immer schon ansässig in der Gr. Ulrichstraße. Drogist war ein anspruchsvoller Beruf, er durfte z. B. eigene Produkte herstellen. So warb auch Franz Patz mit den seinigen, aber auch – und das war etwas Besonderes – mit Seifen und Duftwässern namhafter Hersteller aus dem In- und Ausland.

1919 übernahm sein Sohn Friedrich die Drogerie und führte sie weiter unter dem Namen F. A. Patz. Nach dessen frühem Tod

1943 wurde seine Witwe Elise Inhaberin und brachte mit Hilfe ihrer Tochter Rosemarie das Geschäft durch die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Ab 1952 bestimmte Schwiegersohn Rudolf Nilius, Drogist, die Geschicke

der Drogerie mit, wurde 1963 alleiniger Kommissionär der HO und damit offizieller Inhaber des Geschäftes, das bis 1967 noch unter dem Namen Patz firmierte.

1968 wird ein Jahr des Neubeginns. Die Drogerie wird völlig umgebaut, trotz vieler bürokratischer und bauwirt-

eine dankbare Adresse für besondere Geschenke. Die im Schaufenster ausgelegten Hallensia waren auch immer ein Hingucker für Hallenser und Gäste.

Seit gut vier Jahrzehnten ist nun das Ehepaar Tauschel Inhaber der Hallensia-Drogerie, seit 1992 der Hallensia-Par-

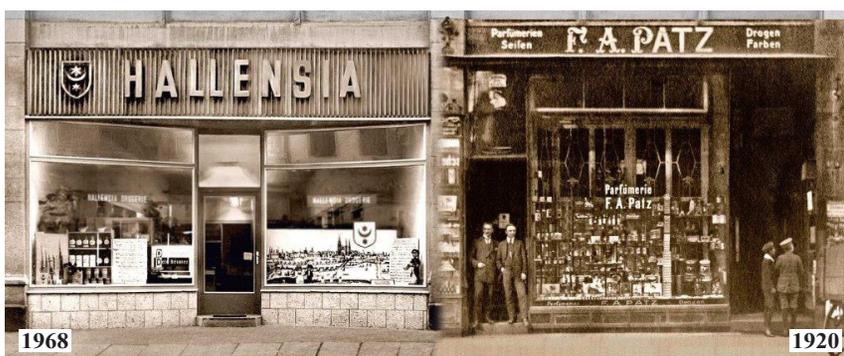


fümerie mit dem weit über Halle hinaus bekanntem t-Logo, und die Nachfolge ist auch gesichert. 2009 von der „Gala“ zur „besten Parfümerie „Ostdeutschlands“ gekürt, zählt sie heute zu den 30 besten deutschlandweit. Über 1000 Parfüms, darunter

eigene Kreationen, Pflegeprodukte und vieles andere mehr werden angeboten; Kompetente und freundliche Beratung ist garantiert, gab es immer schon, und das seit 133 Jahren.

Text: Uta Braeter

Fotomontage: Ingo Gottlieb



schaftlicher Hürden, und am 1.7. d. J. unter dem Namen „Hallensia Drogerie“ eröffnet, links das Stadtwappen, rechts das Drogisten-Symbol, der Mörser. Sicher haben noch viele Hallenser das Bild vor Augen. Und erinnern sich ganz bestimmt noch an das „Kerzenkabinett“,

Ein Technikmuseum ungewöhnlicher Art

In Diemitz, in der Saalfelder Straße 11, findet man in einer ehemaligen Kaufhalle eine Sammel- und Reparaturstelle für alte Daten- und Kommunikationstechnik. Ein Dutzend Computernerds, junge wie alte, treffen sich dort freitags abends ab 18 Uhr, um ihre Schätze nicht nur zu zeigen, sondern auch selbst zu reparieren, um sie vorführen zu können.

Kein städtisches oder universitäres Museum, kein eingeschriebener Verein, eher eine Arbeitsgemeinschaft Gleichgesinnter die auf Spenden der Besucher angewiesen ist, denn ständig kommt neues Altes hinzu, müssen Ersatzteile besorgt werden, ist man auf der Suche nach ausgesonderter Computertechnik. Manches ist ohne Handbuch und Konstruktionsbeschreibungen angeliefert worden und soll doch wieder funktionieren. Anderes existiert nur noch wenige Male in irgendwelchen Museen als Ausstellungsstück. Aber hier in Halle immer das Bestreben, es auch zum Laufen zu bringen.

Manchmal kommt ein Filmteam, um sich alte Rechenmaschinen oder anderes



für Filmsequenzen auszuleihen. Es soll doch auch im Film alles echt aussehen bzw. auch noch funktionieren.

Manchmal möchte jemand noch einmal den alten Schultaschenrechner SR1 aus DDR-Zeiten in den Händen halten oder sehen, wie der DDR-Bildungscomputer (BIC A 5105) aussah, der erst im Juli 1989 serienmäßig hergestellt wurde und damit gar nicht mehr richtig zum Einsatz kam. Oder man möchte mal den „legendären“ Ein-Megabit-Speicher sehen, den Erich Honecker mit stolzer Brust am 12.09.1988 als DDR-Produkt präsentierte. Eine wahrlich große Idee, allerdings für ein zu kleines Land.

Lochkarten, Lochbänder, Magnetkassetten, Plattenspeicher usw. usf. Alles vorhanden. Selbst die Fußbodenplatten haben ihre Geschichte, denn sie stammen aus dem ehemaligen Kernkraftwerk in Stendal. Aber keine Angst, sie strahlen nicht mehr.

Text und Foto: Bernd Budnik

Drei weise Wünsche

Reinhold Niebuhrs Gelassenheitsspruch

Wer ist Reinhold Niebuhr? Sein Name ist auf der Rückseite der hier abgebildeten „Sprüche-Karte“ als Verfasser zu lesen. Doch SO hat er wohl diesen bekannten Ausspruch nie niedergeschrieben.



Niebuhr war Deutsch-Amerikaner, geboren 1892 in den USA in einer bildungsbürgerlichen christlich geprägten Einwandererfamilie. Als einflussreicher protestantischer Theologe, Ethiker und Philosoph, aber auch Politikwissenschaftler wurde er bis zu seinem Tod im Jahre 1971 geschätzt, ja vielfach ausgezeichnet.

Allgemein bekannt, zum Beispiel bei uns in Deutschland, ist er dennoch nicht. Lediglich sein „Gelassenheitsspruch“ ist recht populär geworden.

Und das nicht nur als wohlfeiler Sinnspruch für den Alltag, sondern auch als Wahlspruch des Zentrums Innere Führung der Bundeswehr. In Japan wird es als Friedensgebet zitiert. Nicht zuletzt wird er zur Selbstfindung in der Psychotherapie angewandt. Auch hat er bei den Anonymen Alkoholikern Verbreitung gefunden. (Letzte Angaben: Wikipedia). Diese Bandbreite macht nachdenklich.

Niebuhrs Lebensleistung und Weisheit

Nach achtjährigem Theologiestudium arbeitete Reinhold Niebuhr als Pastor, übernahm nach 13jähriger praktischer Arbeit zusätzlich eine Professur für Ethik und Religionsphilosophie, erwarb die theologische Doktorwürde. Ab 1930 begann er politisch tätig zu werden, begründete liberale Zeitschriften, engagierte sich sozial, trat in die Öffentlichkeit. Ein Höhepunkt seines Wirkens war wohl seine Teilnahme als Sprecher auf der 1. Versammlung des Weltkirchenrates in Amsterdam. Bis in die sechziger Jahre lehrte Niebuhr an renommierten Universitäten, veröffentlichte er Bücher.

Niebuhrs Lebenszeit fiel in die er-

eignisreiche historische Epoche vom I. Weltkrieg an über die auch für die USA turbulente Zwischenkriegszeit und den II. Weltkrieg bis hin zum Kalten Krieg. Ein Elend löste das andere ab.

Das sah Niebuhr wohl als Herausforderung. Seine Religiosität verband er mit einem ausgeprägten praktischen Sinn für Gerechtigkeit, wollte keine Abgehobenheit, sondern Realismus in Religion und Politik. Die christliche Pflicht, seinem Nächsten zu helfen, müsse auch in der Politik gelten. Er sieht dabei aber den Menschen als das, was er ist: als ein trotz seiner Intellektualität zum Bösen verführbares Wesen – was sich letztendlich auch in der internationalen Politik niederschlägt. Machtausübung führe immer auch zu moraldefizitärem Verhalten. Dabei verurteilt Niebuhr sowohl den „Utopismus des Kommunismus“ als auch „die Anmaßung der USA, sich als auserwählte Nation zu fühlen“ (letzte Angaben: Wikipedia). Ein im besten Sinne linker Christ? Auf jeden Fall ein Gegner alles Totalitären. Ein immer aktueller Grundsatz.

Der Spruch ist eigentlich ein Gebet
„Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“

So lautet die bekannteste deutsche Übersetzung des berühmten Auszugs aus dem eigentlich längeren Gebet, das Niebuhr in den 30er oder 40er Jahren, einer politisch turbulenten Zeit also, schrieb. Übrigens erhob der Autor nie Anspruch auf Urhebererschaft. Wusste er doch, dass viele Denker vor ihm in ähnlicher Weise ausdrückten, dass der Mensch ein fehlbares Wesen ist und an seine Verantwortung sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber erinnert werden muss.

Niebuhrs weltweit bekanntes Gebet existiert in zahllosen Übersetzungen und somit Varianten.

Die hier zu lesenden sind zwei davon.

Text und Foto: Heidrun Hübel

Kultur – Warum nicht auch im Garten?

Über Kulturtage in Halle und historische Ausstellungen in Leipzig

ERICH WEINERT schrieb 1930 das Gedicht „Ferientag eines Unpolitischen“.

„Ein Sommerläubchen mit Tapete,
ein Stallgebäude, Blumenbeete,
hübsch eingefaßt mit frischem Kies,
sind Pelles Sommerparadies.“

Schließen sich Kultur und Kleingärtnerei aus?

Im Juli 2022 fanden in Halle ca. 20 literarische Veranstaltungen in Kleingartenvereinen statt. Zur Abschlussveranstaltung wurde die halleische Stadtschreiberin BARBARA THERIAULT, Professorin für Soziologie in Montreal



(Kanada), eingeladen. Bekannt geworden in Halle wegen ihrer Idee, als „linkshändige Friseurin“ mit kostenlosen Haarschnitten Hallenser zum Reden zu verführen. Gesagt, getan. Einige dieser so entstandenen Geschichten gab die Genannte in der Kleingartenanlage „Am Birkenhahn“ zum Besten.

Im Büchlein „Die Bodenständigen – Er-



kundungen aus der nüchternen Mitte der Gesellschaft“ (edition überland, 2020) sind Geschichten aus Lemberg (Lwiw, Ukraine) und Erfurt veröffentlicht, die ebenfalls aus Gesprächen der „linkshändigen Friseurin“ mit ihrer Kundschaft auf dem Friseurstuhl entstanden sind. Die Autorin bezeichnet ihre Erzählungen als „soziologische Feuilletons“, knüpft an ähnliche Publikationen von SIEGFRIED KRACAUER (1889–1966) an, der Journalist und Soziologe war. Ob Krakauer bzw. BARBARA THERIAULT soziologische Untersuchungen zum Thema „Kleingärtner“ gemacht haben, ist unbekannt.

Weinerts Gedicht endet so:

„Ein jeder hat sein Glück zu zimmern.
Was soll ich mich um andre kümmern?
Und friedlich wie ein Patriarch
beginnt Herr Pelle seinen Schnarch.“

Der Postbeamte Pelle hätte wohl keine Kulturträger in seinen Garten gelassen.

Die Geschichte der Schrebergärten ist bekannt: DR. MORITZ SCHREBER aus Leipzig erfand sie nicht, obwohl sie seinen Namen tragen. Zwei Lehrer aus Leipzig waren es, die die Idee SCHREBERS über die Nützlichkeit körperlicher Ertüchtigung für Kinder mit einem kleinen Stückchen Land, umzäunt, bezahlbar, frei gestaltbar, in Verbindung brachten. Nachlesen kann man dies im Kleingartenmuseum in Leipzig, Aachener Str. 7. Natürlich trägt die dortige Kleingartenanlage den Namen SCHREBERS, Biergarten und Restaurant wie auch eine Badeanstalt, alle mit SCHREBERS Namen versehen, erhöhen den Entspannungseffekt. Das sogenannte „Schreberschnitzel“ ist wohl eher eine Marketingfindung der Neuzeit.

In der Schreber-Gartenanlage in Leipzig findet man an einigen Gärten Hinweise zu ehemaligen Pächtern (z. B. Dr. phil. H. BROCKHAUS aus der Verlegerfamilie). Außerdem wurde ein historischer Garten mit Laube (Zustand wie um 1900) und ein VKSK-Garten aus DDR-Zeiten gestaltet. Die beiden Lehrer Hauschild und Gesell entwickelten Schrebers Vorstellungen zu Spielplätzen über Kinder- und Familienbeete weiter, bis sie zu den kleinen verpachteten und umzäunten Flächen mit mindestens 1/3 wirtschaftlicher Nutzung wurden, wie wir die Kleingärten heute kennen.

Resümee: Kleingärtnerei und gesellschaftliches Engagement (inkl. Kultur) schließen sich nicht aus.

Text und Fotos: Bernd Budnik



Ohne Totholz kein gesunder Wald

Streit um das Biotopholz

In unberührten Wäldern stellt Totholz kein Problem dar. Erst durch absterbende und tote Bäume bleiben Wälder am Leben. Sie bieten Lebensinseln für tausende Tier- und Pflanzenarten; auf den nährstoffreichen verrottenden Baumriesen wachsen neue Bäume heran. Totholz schützt den Waldboden vor dem Austrocknen; Humus entsteht, Baumhöhlen bieten Unterschlupf.

Seit Jahrhunderten stört der Mensch diesen natürlichen Waldzyklus durch Be- und Verarbeitung, bis hin zu ausgedehnten Nutzholzforsten. Hier stört Totholz und wird weggeräumt.

Allerdings haben durch wiederholte Trockenphasen, Brände, Frühjahres- und Herbststürme geschädigte Wälder den Ruf nach naturnaher Waldbewirtschaftung wieder gestärkt. Wissenschaftler der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) stellten vor einigen Jahren auf Studiengrundlage die Unentbehrlichkeit von Totholz für geschädigte Wälder fest. Ein Wald benötige zwischen 30 und 60 m³ Totholz pro Hektar; in Dtl. liegen nur ca. 20 m³/ha abgestorbene Bäume in den Wäldern. Zu wenig, wie der Waldökologe Dr. S. Thorn von der Uni Würzburg feststellt. Im Erzgebirge z. B. sollen folgerichtig ab 2025 gefährdete Arten und Biotope durch ein mit 1,7 Mill. Fördergeld finanziertes Großprojekt langfristig



erhalten und geschützt werden.

Man wird aber auch berücksichtigen müssen, dass die Waldflächen unterschiedlichen Bewirtschaftungskonzepten der Eigentümer unterliegen. 48% (11,4 Mill. ha) der deutschen Wälder sind in Privathand, 3,7 Mill ha gehören dem Bund, der Rest den Kirchen, Stiftungen u. Ä. Hinzu kommen Auseinandersetzungen zur Rolle von Totholz bei der Ausbreitung von Waldbränden, wie z. B. im vergangenen Sommer an der Brockenbahn-Strecke im Harz.

Text: Heidrun Hübel

Foto: Angelika Ehrlich

„Pünktlichkeit ist eine Zier ...“

130 Jahre MEZ

Zeit ist relativ, das wissen wir seit Einstein, und sie ist manchmal verwirrend. Meine persönliche Verwirrung mit der Zeit erlebte ich 1978 kurz vor dem Warschauer Hauptbahnhof, als ich plötzlich eine Stunde früher ankam – in Polen gab es bereits die Sommerzeit. DDR und BRD führten sie erst 1980 ein.

Dabei wurde einst wegen der Eisenbahn die MEZ eingeführt.

Die Dampf-Eisenbahn hatte in der ersten Hälfte des 19. Jh.s ihren Siegeszug angetreten. Zwar gab es eine Einheitszeit entlang der Bahnstrecken, die sich an Hauptstädten orientierte, aber die Ortszeiten dazwischen waren immer anders.

Nach einem schweren Eisenbahnunglück wegen der falschen Uhrzeit eines Lokführers 1854 in den USA wurden Stimmen nach einer „Welteinheitszeit“ laut. Zunächst gab es eine Einheitszeit nach Ländergrenzen. Das funktionierte aber nicht in Europa ob seiner Kleinteiligkeit.

1884 stand ein System aus 24 Zeitzonen zur Debatte, das sich am Zenitstand



der Sonne (weltweit etwa 12.00 Uhr je nach Standort innerhalb einer Zeitzone) orientierte. Deutschland lehnte ab. Stattdessen kam 1893 die MEZ, die sich nach dem 15. Längengrad richtete. Nun haben wir sie seit 130 Jahren ...

Verwirrung um die Zeit gibt es nach wie vor. Schlecht, wenn man vergisst, die Uhr in Großbritannien eine Stunde nach- und in der Türkei eine Stunde vorzustellen. Und zweimal im Jahr die Fra-

ge zur Sommer- und Winterzeit – eine Nachtstunde weniger oder mehr? Nicht so einfach, sich jeweils ab Ende März auf das frühere Aufstehen einzustellen, unsere innere Uhr ist eher auf Normalzeit, sprich Winterzeit, eingestellt.

Sommerzeit und sogenannte Winterzeit gibt es nicht erst seit der „Ölkrise“ 1973. 1916 und 1940 während der Kriege aus „Energiespargründen“ eingeführt, wurden sie jeweils nach einigen Jahren wieder eingestellt.

Und die Verwirrung geht weiter: Laut Beschluss der Europäischen Union sollte 2021 die Zeitumstellung abgeschafft werden, aber die Länder werden sich einfach nicht einig, welche Zeit zukünftig die gültige sein soll.

Text und Foto: Uta Braeter

„BoBo“ und „Boho“ Fast unbekannte Zeitgeist-Wörter

Jede Zeit hat ihre besonderen Wörter. Jetzt also hört und sieht man hin und wieder Szenewörter, wie z. B. „BoBo“ hier auf dem Foto:



Rein sprachlich betrachtet ist „bobo“ ein spanischer Ausdruck und bedeutet „dumm, naiv, albern“, auch „Schafskopf, Tölpel“.

Zur Jahrtausendwende veröffentlichte ein New York Times“-Journalist ein Buch über die „neue Elite des Informationszeitalters“, eine neue Oberschicht, die er als wohlhabende Bürgerliche beschrieb, die einen für ihre eigentlichen Verhältnisse eher unkonventionellen Lebensstil pflegen wollen und sich eher wie Hippies geben: nonkonformistisch, rebellisch, ungebunden und kreativ, also anders als „die Spießbürger“ einerseits – andererseits aber dennoch korrekt, unternehmerisch, erwerbs- und karriereorientiert denken und handeln.

Flugs entstand der passende Neologismus (Neuwort): BoBo, kreierte aus den Wörtern Bourgeois und Bohémien.

Die Wortbedeutung im Spanischen hatte wohl dabei keiner im Kopf.

Reiche junge Leute entdeckten den Hippie/Bohémien-Stil in allem für sich: Bekleidung, Möblierung ihrer Wohnungen in bisher verpönten Vierteln mit ihren „hippen“ Altbauten, in der Kindererziehung und Ernährungsweise – praktisch in allen Bereichen. Als neue soziale Ober-, aber auch Mittelschicht pflegten sie oft alternative Denk- und Lebensweisen.

Die Wirtschaft stellte sich schnell auf die „Hipster“ ein. Die Bekleidungs- und Möbelindustrie präsentiert bis heute Marken im Vintage- und Boho-Stil („Boho“: von „Bohémien“ abgeleitet und an BoBo angepasst).

In den letzten Jahren sind die „BoBos“ jedoch in Verruf geraten, niemand will mehr so genannt werden. Nicht zuletzt wirft man ihnen vor, in den Städten Gentrifizierung voranzutreiben. In konservativen Kreisen sind sie meist als idealistische Träumer verschrien, ihr Lebensstil wird nicht selten ironisiert. Geblieben ist das Wort.

„BoboQ“ ist übrigens eine europaweite taiwanische Kette, die sich auf Bubble Tea spezialisiert hat. Sicher nicht nur für BoBos.

Text und Foto: Heidrun Hübel

Woanders gefunden

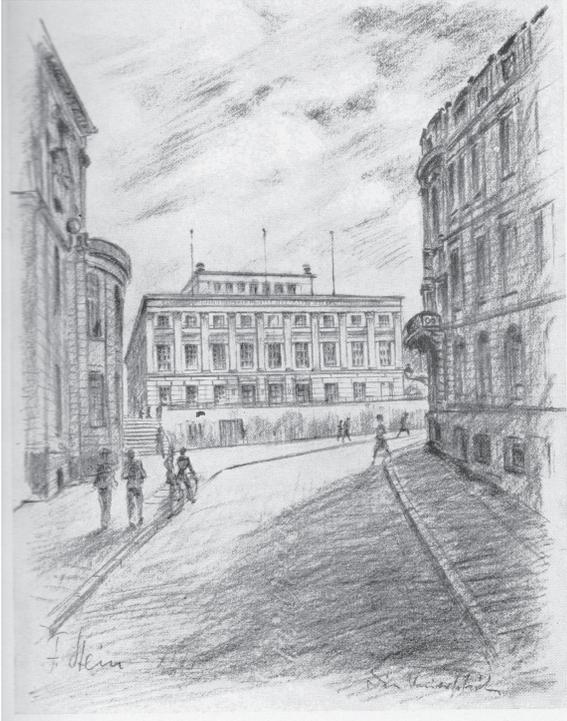


In LIVORNO, einer alten Hafenstadt an der toskanischen Westküste, gibt es neben vielen beeindruckenden Sehenswürdigkeiten auch einen Gastwirt mit Humor auf der Touristenmeile.

Text und Foto: Heidrun Hübel

Das Löwengebäude

Zeichnungen aus dem alten Halle im Vergleich zu heute



Die Universität, Hauptgebäude

Die Universität, Hauptgebäude um 1940, F. Stein

Der Maler und Grafiker Friedrich Stein lehrte an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein. Von ihm erschien 1946 ein Broschüre mit Zeichnungen „Das alte Halle“. Vorherige Ausgaben werden auf das Jahr 1930 bzw. 1940 datiert, sodass nicht eindeutig gesagt

werden kann, welches Jahr die Abbildungen zeigen. Zwei Unterschiede fallen sofort ins Auge: die Blechlawine am rechten Straßenrand und die riesige Freitreppe. Diese wurde nach vielen Protesten 2002 eingeweiht. Damit verschwanden die eiserne Tür in der Mauer und der dahinter liegende Luftschutzbunker für immer. Kurz vor der Umgestaltung diente der Bunker noch als Ausstellungsfläche für Studenten der Burg Giebichenstein.



Löwengebäude im Dezember 2022

fanden ihr neues Zuhause vor der Aula der Universität.

Text und Foto: Klaus Schmutzer

„Händel in den Mund geschoben“



Versteckte Kunst Zeit für ein Narrenschiff?

Das bekannteste Narrenschiff stammt von Hieronymus Bosch, geschaffen um 1500. Schon er stellte die Menschen, allesamt verrückt und blind in ihren An-



sichten, Vorstellungen und Bestrebungen in einer Zeit des Umbruchs dar.

Seit 2015 haben wir ein Narrenschiff in unserer Stadt, für das wir nicht mal in ein Museum gehen müssen. Von der Straße Altböllberg aus kann man ein beeindruckendes Gemälde des halleischen Künstlers Hans Joachim Triebisch am Giebel eines Anbaus betrachten. Entsprang es einer Vorahnung oder ist es immer einmal Zeit, uns den Spiegel vorzuhalten? Man steht am Zaun und schaut, manchmal schmunzelt man und manchmal vergeht einem das Lachen.

Und wer kommt auf die Idee, sein Haus derart zu schmücken? Ein sehr kreativer Mensch natürlich: die Schriftstellerin Christina Seidel. Ein weniger verstecktes Wandbild von Triebisch kennen alle. Es zierte den „Schad“.

Text und Foto: Melitta Seitz

Zu guter Letzt

Wer nicht überzeugen kann, sollte wenigstens Verwirrung stiften.

Dieter Becher

Impressum

Herausgeber: Seniorenkolleg der MLU
Layout: Dr. Hans-Michael Schulz
Druck: www.online-druck.biz

E-Mail: Seniorenkolleg@uni-halle.de
www.seniorenkolleg.uni-halle.de/angebote
Redaktionsschluss: 14. Februar 2023

Seniorenkolleg
Franckeplatz 1, Haus 26,
06110 Halle (Saale)
Telefon: 0345-5523792

